GENDER OPEN REPOSITORIUM

„Man lebt jetzt regelrecht von Tag zu Tag, weil nichts mehr sicher ist." : Tagebücher als Dokumente eines gesellschaftlichen Umbruchs

Dölling, Irene

1992

https://doi.org/10.25595/184

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Dölling, Irene: *„Man lebt jetzt regelrecht von Tag zu Tag, weil nichts mehr sicher ist." : Tagebücher als Dokumente eines gesellschaftlichen Umbruchs*, in: Berliner Journal für Soziologie, Jg. 2 (1992) Nr: 1, 103-111. DOI: https://doi.org/10.25595/184.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Berliner Journal für Soziologie Heft 1/1992

Inhalt

Marilyn Rueschemeyer
Einführung: Die Arbeit der IREX-Kommission „Frauen in Arbeit, Politik und Familie in der ehemaligen DDR und in den USA" 3

Nancy Gertner
Der Kampf gegen Diskriminierung mit Hilfe des Gesetzes 7

Mary Fainsod Katzenstein
Die Institutionalisierung des amerikanischen Feminismus: Kampf innerhalb des Systems 29

Hildegard-Maria Nickel
Frauenarbeit in den neuen Bundesländern – Rück- und Ausblick 39

Anna Titkow
Frauen in Polen 49

Brigitte Stieler
Die ökonomische Situation der Frau in den neuen Bundesländern 59

Barbara R. Bergmann
Die wirtschaftliche Lage der Frauen in den Vereinigten Staaten im Jahre 1990 67

Diane McKinney Kellogg
Frauen in Managerpositionen: Der langsame Aufstieg in die Chefetagen der Firmen 79

Nancy DiTomaso/George F. Farris
Arbeit und Karriereprobleme weiblicher Wissenschaftler in Industrieforschung und -entwicklung in den USA 91

Irene Dölling
„Man lebt jetzt regelrecht von Tag zu Tag, weil nichts mehr sicher ist." 103

Soziologisches Feuilleton

Gerlinde Förster
Ich will meine Biographie nicht verleugnen 113

Fortsetzung – Heft 3/1991

Jan Wielgohs/Marianne Schulz
Von der illegalen Opposition in die legale Marginalität. Zur Entwicklung der Binnenstruktur der ostdeutschen Bürgerbewegung 119

Rezensionen

Heiko Lehmann
Claudia Gather, Ute Gerhard, Katrin Prinz, Mechthild Veil (Hrsg.): Frauen-Alterssicherung. Lebensläufe von Frauen und ihre Benachteiligung im Alter. 129

Dagmar Reese
Judith Butler: Das Unbehagen der Geschlechter 131

Die Autoren des Heftes 133

English Contents Page 135

English Abstracts 136

Table de matières 138

Résumés 139

Irene Dölling

„Man lebt jetzt regelrecht von Tag zu Tag, weil nichts mehr sicher ist."

Tagebücher als Dokumente eines gesellschaftlichen Umbruchs

Am Beispiel von Tagebuchaufzeichnungen aus dem Herbst 1990 wird Veränderungen des Alltags, Brüchen in der Biografie im Gefolge der Vereinigung beider deutscher Staaten nachgegangen. Im Zentrum stehen Erfahrungen von Frauen um die 50, also von Angehörigen der „Aufbaugeneration" der DDR.

„Man lebt jetzt regelrecht von Tag zu Tag, weil nichts mehr sicher ist" – diesen Satz hat eine Frau in den Vierzigern im Herbst 1990 in ihrem Tagebuch festgehalten. Sie gehört zu den 55 Frauen und Mädchen im Alter zwischen 16 und 63 Jahren, die sich nach einer Annonce von Wissenschaftlerinnen der Humboldt-Universität Berlin in einer Tageszeitung bereiterklärt hatten, drei Monate lang – zwischen Währungsunion und ersten gesamtdeutschen Wahlen – die Veränderungen in ihrem Alltagsleben festzuhalten. Dieser Satz dürfte wahrscheinlich das gegenwärtige Lebensgefühl vieler Menschen in der ehemaligen DDR kurz und knapp auf den Nenner bringen, auch wenn unterdessen ein Gewöhnungseffekt an das Ungewöhnliche eingetreten sein dürfte. Ein Gewöhnungseffekt in dem Sinne, daß das Brüchigwerden und die Entwertung alter Strukturen und Selbstverständlichkeiten des Alltags nun schon beinahe wieder zu den alltäglichen Erfahrungen gehört, auf die psychisch und physisch reagiert werden muß.

In der alltäglichen Lebenswelt dominiert, wie wir wissen, die Fraglosigkeit des Gegebenen und der kulturellen Sinnschichten in einer „natürlichen Einstellung", die als „sedimentierte Gruppenerfahrung"[1] dem Einzelnen den Bezugsrahmen seiner Weltauslegung vorgibt. Wie Alfred Schütz unter Verweis auf Husserl feststellt, vermittelt der in der Lebenswelt individuell und kollektiv erworbene „Wissensvorrat" die Gewißheit des „Und-so-weiter" und des „Ich-kann-immer-wieder"[2]. Es gehört ganz gewiß zu den Normalitäten einer Biografie in modernen Gesellschaften, daß Generationen- und schichtenspezifische Konflikte oder Veränderungen individuell als Brüche im Lebenslauf, als kurz- oder längerfristiges Infragestellen des alltäglich Gegebenen erfahren werden und verarbeitet werden müssen. Es ist allerdings eine historische Ausnahmesituation, wenn Menschen abrupt und umfassend die fraglose Gewißheit ihres Alltags abhanden kommt. Die Menschen in der ehemaligen DDR sind in dieser historischen Ausnahmesituation und sie sind immer noch dabei, oder vielleicht erst am Anfang, sich in ihr zurechtzufinden und sie als Bruch oder auch als Riß in ihrer Biografie zu bewältigen. Zunächst unabhängig davon, ob die Einzelnen die Veränderungen in den politischen und ökonomischen Verhältnissen, sowie in ihrer Lebensweise gewünscht haben oder nicht, ob sie diesen Veränderungen positiv oder ablehnend, mit Neugier und Optimismus oder überwiegend mit Ängsten und einer resignativen Grundstimmung begegnen, für sie alle gilt, daß ihnen derzeit in der Mehrzahl die Gewißheit des „Und-so-weiter" wie des „Ich-kann-immer-wieder" fehlt[3]. Und zugleich wird der Verlust dieser Gewißheiten sehr unterschiedlich erfahren und „verarbeitet". Er bedeutet für die 25jährigen etwas anderes als für die 50jährigen, für alleinerziehende Mütter oder Väter etwas anderes als für verheiratete Paare, deren Kinder bereits erwachsen sind. Pensionäre mit Mindestrente reagieren anders auf die Veränderungen als

diejenigen, deren Löhne bzw. Gehälter schon auf „Westniveau" sind, Arbeitslose anders als diejenigen, die (noch) in Lohn und Brot sind usw. Und es sind immer individuelle Schicksale, die sich in ihrer Besonderheit einer schnellen Verallgemeinerung und Typisierung entziehen.

Ich möchte im folgenden zeigen, wie Frauen, die heute um die 50 Jahre alt sind, Veränderungen ihres Alltagslebens in ihren Tagebüchern festgehalten haben. Aus der Fülle der Informationen, die in diesen Tagebüchern stecken und die in einer genauen Textanalyse erst wirklich in ihrem „Sinn" zu entschlüsseln wären, habe ich Aussagen zu folgenden Aspekten zusammengestellt:

1. Wie bewerten die Frauen die Vereinigung der beiden deutschen Staaten im Zusammen- bzw. Gegenspiel von persönlichen Erfahrungen und politischen Ereignissen? Wie beschreiben sie sich selbst (ihre Gefühle, Stimmungen, Gesundheit) in diesen Prozessen?

2. Wie sieht ihre berufliche Situation aus und welche Perspektiven sehen sie für die Zukunft?

3. Wie gehen sie und ihre Familie bzw. ihre Freunde/Bekannten mit den neuen Möglichkeiten des Kaufens, Konsumierens, Reisens um? Welche Rolle spielen Familie, Freunde in diesen Umbrüchen für sie? Verändern sich die Beziehungen?[4]

Ich stütze mich in den folgenden Bemerkungen auf Tagebücher von fünf Frauen, die 1990 im Alter zwischen 45 und 52 Jahren waren. Vier von ihnen sind verheiratet (eine hat nach dem Tod ihres ersten Mannes ein zweites Mal geheiratet), eine ist geschieden, alle fünf haben je zwei Kinder im jetzt jugendlichen bzw. Erwachsenenalter. Eine hat den Abschluß der 8. Klasse, drei haben die 10klassige Oberschule absolviert und eine hat das Abitur gemacht. Zwei haben nach dem Besuch einer Fachschule noch einen Universitäts- bzw. Hochschulabschluß erworben, eine hat nach dem Abitur ein Universitätsstudium absolviert, zwei Frauen sind Arbeiterinnen und haben eine Berufsausbildung (Facharbeiterabschluß). Zwei der Frauen mit einem Hochschul- bzw. Universitätsdiplom sind Aufsteigerinnen, ihre Eltern (z. T. auch ihre Großeltern) waren (ungelernte) Arbeiter und Arbeiterinnen (bzw. Hausfrauen). Drei der Frauen gehörten vor 1989 keiner Partei an, z. T. waren sie Mitglieder der Gewerkschaft, zwei Frauen waren Mitglieder in der SED und der PDS (eine trat im Sommer 1990 aus).

Gemeinsam ist ihnen die Erfahrung einer lebenslangen, ganztägigen Berufsarbeit, der Mutterschaft und der Notwendigkeit, Beruf und Familie miteinander vereinbaren zu müssen. Differenzen bestehen zwischen ihnen bezüglich ihrer sozialen Position, der finanziellen Lage, des Lebensstandards, den sie vor 1989 erreicht hatten, des „Verstricktseins" in die politischen Strukturen sowie ihres Wohnortes (zwei leben auf Dörfern im eigenen Haus, zwei in Mietwohnungen in einer Großstadt, eine in einer Mietwohnung am Rand einer kleineren Stadt, die allerdings eine relativ große Hochschule hat).

Zu 1)

Alle fünf Frauen verfolgen das politische Geschehen im Deutschland des Herbstes 1990 intensiv. Die ersten Auswirkungen der Währungsunion (das Verfügen über „harte" Währung, Preiserhöhungen und z. T. Preiswucher, das Verdrängen von DDR- Produkten, Entlassungen und Kurzarbeit u. a.) und die bevorstehende Vereinigung der beiden deutschen Staaten sind für sie Anzeichen bzw. „historische Daten" für Veränderungen, die ihr Leben grundsätzlich betreffen (werden). Die Ungewißheit des Kommenden im Großen, verbunden mit Ungewißheiten und Verunsicherungen vor allem im Arbeitsbereich (s. u.), wird artikuliert als Trauer, als Verlust von „Heimat" mit dem Verschwinden der DDR. „Manchmal denke ich, warum bin ich so traurig, daß wir bald keine DDR mehr sind... Es ist also nicht nur das politische System, was kaputt gegangen ist, ich habe auch das Gefühl, meine Heimat geht mir verloren. Das habe ich noch nie so empfunden wie jetzt. Ich muß schon wieder heulen, verdammte Scheiße" (Frau A., Arbeiterin, parteilos). Für Frau H. verbindet sich ihr „letzter gewerkschaftlicher Urlaub" im September 1990 mit dem Gefühl „es waren die letzten Urlaubstage". „Jede Stunde war ja Abschied von altvertrauten Strukturen."

Das Empfinden, auch individuell „arm", unterlegen zu sein, wenn der eine deutsche Staat verschwindet, ist bei einigen Frauen sehr deutlich ausgeprägt, auch wenn ihm jeweils andere biografisch wichtige Erfahrungen zugrun-

deliegen. Für Frau A., die bis vor einigen Monaten in einer Konsumbäckerei arbeitete, ist die Privatisierung der Betriebe identisch mit einem Verschwinden der menschlichen Beziehungen unter den KollegInnen. Bei Frau L., die Lehrerin mit Fach- und Hochschulabschluß, ruft die Äußerung eines Ministers, daß im Dezember 1990 die ersten gesamtdeutschen Wahlen nach fast 60 Jahren stattfinden werden, Irritation hervor. Für sie ist die damit hergestellte Kontinuität von Nationalsozialismus und DDR-Geschichte Anlaß, auf ihre Herkunft „aus der Arbeiterschaft" zu verweisen und darauf, daß sie immer mit Menschen zusammengelebt hat, „die durch ihrer Hände Arbeit Werte schaffen". Unausgesprochen scheint hinter der „Unsicherheit", die die Ministeräußerung bei ihr hervorgerufen hat, die Befürchtung zu stehen, daß mit einer solchen behaupteten Kontinuität auch ihr persönliches Leben, ihr Aufstieg in die Intelligenz abgewertet wird.

Die Projektion dieser Empfindungen des „arm"- oder minderwertig-Seins auf „die DDR" ist kein politisches Bekenntnis, sondern Ausdruck des individuellen „Wissens" darum, daß mit dem Aufgehen der DDR in die Bundesrepublik auch die selbstverständlichen Gewißheiten des persönlichen Lebens brüchig werden bzw. einem „fremden Blick" ausgesetzt werden, der Angst macht. In allgemeinen Formeln wie: jetzt kommt der „Kapitalismus", das „dicke Geld", die „Diktatur des Geldes" wird diese Angst gebannt. Keine der Frauen feiert das „historische Datum" der Vereinigung Deutschlands – einige von ihnen füllen den Tag mit (Haus)Arbeit aus, mit Wanderungen in der Natur, eine geht zu einer politischen Diskussion. Gleichzeitig haben sie mehr oder weniger das Gefühl, daß alle anderen sich über die Einheit freuen und sie mit ihrer Stimmung eine Ausnahme sind. „Ich kann und kann es nicht fassen, soviel Leute freuen sich auf den 3. Oktober... Ich werde mit der Kleinen irgendwohin fahren, keine Zeitung lesen, keine Nachrichten hören– nichts, während alle feiern, besonders die in Berlin" (Frau A.). Irgendwie fühlen sie sich schuldig, daß sie sich nicht freuen können. „Die negativen Randerscheinungen erdrücken fast den positiven Kern des Einigungsgedankens", und von der Euphorie des November 1989 ist nur ein „fader Geschmack" geblieben (Frau H.).

Das Gefühl, mit all den – bereits eingetretenen, vor allem aber den zu erwartenden, unbekannten – Veränderungen nicht fertig zu werden (während alle anderen es packen), wird von den Frauen immer wieder in seinen psychosomatischen Äußerungen beschrieben: sie sprechen von Angst, von „depressiven Stimmungen", von Schlafstörungen, davon, daß sie „heulen müssen" und „Katzenjammer" haben. Diese allgemein gedrückte Stimmung wird „untersetzt" und verstärkt durch Veränderungen in wichtigen Bereichen des Alltagslebens. Der größte Teil der Tagebuchaufzeichnungen bezieht sich auf die eigene berufliche Situation, aber auch auf die von Familienangehörigen, Freunden und Bekannten.

Zu 2)

Der Zusammenbruch der DDR-Wirtschaft nach Einführung der Währungsunion wird von den Frauen auf unterschiedliche Weise einschneidend erfahren. Frau A., die frühere Konditorin, die jetzt als Kassiererin in einem Kino arbeitet[5], hat ihre Pläne, auch nach der Berentung weiter berufstätig zu sein aufgegeben. Sie hofft, daß sie als Kassiererin weiterarbeiten kann, in einer Nische, die nicht von den neuen Strukturen berührt wird. Ihre Zukunftserwartungen projiziert sie auf ihre beiden Kinder, die beide studieren, und das Enkelkind.

Frau P., die Schriftsetzerin, die 1991 ihr 20jähriges Betriebsjubiläum feiern wollte, schafft es durch ihr couragiertes Auftreten (sie reicht eine Klage ein), daß die ursprüngliche Kündigung zurückgezogen und sie als Kurzarbeiterin weiterbeschäftigt wird. Tief gekränkt ist sie darüber, daß nicht der Personalchef das Gespräch über ihre Zukunft mit ihr führt, sondern die „2. Garnitur". „Ist eigentlich traurig, bin seit 1971 wieder im Betrieb, eigentlich ja seit 61, und es kommt nur Ersatz zu einer Aussprache". Schwer fällt es ihr, mit dem „Neid der Ex-Kollegen" umzugehen. „Vorerst" hat sie noch Arbeit und sie schließt ihre Aufzeichnungen mit dem Satz: „Meine Wünsche für die Zukunft: Gesundheit und Erhaltung des Arbeitsplatzes".

Anders sieht die Problemlage bei den drei Frauen mit Universitätsabschluß aus. Sie haben viel Zeit und Kraft in den Erwerb ihrer Qualifikationen gesteckt und waren in ihrem Beruf sehr engagiert. Der drohende Verlust des Arbeitsplatzes ist für sie auch ein Verlust von so-

zialem Prestige, das bisher mit ihrem „kulturellen Kapital" verbunden war. Für zwei von ihnen ist diese Situation noch dadurch verschärft, daß sie Mitglieder der SED waren und vor der Wende eine höhere Leitungsfunktion in der Schulbehörde hatten bzw. Parteisekretärin in einer Schule waren (sie sind beide auch Aufsteigerinnen, ihre Eltern waren ArbeiterInnen). Ihr „kulturelles Kapital" hatte also – mit Bourdieu zu sprechen – zugleich den Charakter von „politischem Kapital", d. h. sie haben in ihrem mehr oder weniger begrenzten Wirkungsbereich über – sicher vergleichsweise bescheidene – politische Macht und über Privilegien verfügt. Die Veränderungen entwerten ihr kulturelles und politisches Kapital, und sie reagieren darauf mit einer starken Unsicherheit, die sie zum Teil mit viel Aktivität und Bereitschaft, sich neuen Anforderungen zu stellen, überdecken. Für Frau L., in einem kleinen Dorf lebend, ist der Druck besonders groß. Er treibt sie auch dazu, über die Vergangenheit und über individuelle Schuld nachzudenken. Psychisch erlebt sie diesen Prozeß als Zerreißprobe, als Verlust ihres Selbstvertrauens. Sie, die sich immer für alles mögliche verantwortlich gefühlt hat (ein typisches Verhaltensmuster insbesondere von AufsteigerInnen in der DDR), kann schwer verkraften, daß „der Vorstoß in das Neue gegen und ohne mich gemacht (wird)". Für sie ist ihr Lehrerberuf „Berufung", aber sie wagt nicht, ihre Ideen (z. B. zum Umgang mit „schulkranken Kindern") vor ihren KollegInnen auszusprechen: „... wer will denn mit mir gemeinsam an einer Sache arbeiten?". Sie weiß nicht einmal, ob sie –wie bisher selbstverständlich – Früchte aus ihrem Garten und Mist aus der Tierhaltung an ihre KollegInnen verschenken soll, weil das als „Anbiederei" interpretiert werden könnte. Auch Frau K., ihre promovierte Kollegin, die in einer kleineren Stadt lebt, hat Gefühle der Unsicherheit. Sie hat neue, untergeordnete Arbeitsgebiete in der Schulbehörde übernommen und ist nach kurzer Zeit damit konfrontiert, daß ihr Verbleiben dort nicht sicher ist. Anders als Frau L. versucht sie, ihr bisheriges politisches Kapital auch unter den veränderten Verhältnissen für sich fruchtbar zu machen. Sie ist Kreistagsabgeordnete und Stadtverordnete der PDS, arbeitet in einigen Ausschüssen mit. Ihre Verunsicherung, von der sie verbal viel weniger spüren läßt, als Frau L., klingt etwa in folgender Passage an: „17.30 Uhr treffe ich mich mit Pfarrer H. und Frau G. von der Bürgerbewegung (beides Kreistagsabgeordnete), 2 weitere fehlen. Wir werten unseren Untersuchungseinsatz im Landratsamt aus. Mein kurzer Bericht soll als Grundlage der Berichterstattung im Kreistag genommen werden. Ich darf ihn auch tippen. Man hat also Vertrauen zu mir, oder?"

Frau H., in der Pflanzenforschung tätig, hat diese Probleme mit der politischen Vergangenheit nicht, obwohl sie sich in ihrem Betrieb durchaus „den Mund verbrennt", weil sie die Dinge nicht einfach hinnehmen, sondern sich wehren will. Auch sie erfährt eine Entwertung ihrer bisherigen Arbeit. Von ihrem Betrieb erhält sie schon im Sommer 1990 die Kündigung „per Post, ohne vorherige Ankündigung". Das kränkt sie, andererseits kann sie „den Leuten die Feigheit nicht mal verübeln. In dieser Zeit ist sich jeder selbst der Nächste". Sie konstatiert, daß die Frauen in der Gärtnerei, die ihre Kündigung erhalten, „meist hilflos reagieren. Arbeit ist für viele Menschen ein großer Lebenswert". Sie wehrt sich gegen die Kündigung und klagt mit Unterstützung der Gewerkschaft. Obwohl sie sich ihres Rechts sicher ist, „bleibt ein komisches Angst-Ohnmacht-Gefühl. Es wird Kränkungen, Erniedrigungen geben. Mit zunehmendem Alter ist man sensibler geworden. Man weiß eben, wie es laufen wird. Die Wunden werden kommen." Sie versucht, ihre Depression „mit Aktionismus zu bekämpfen"; das „scheint teilweise erfolgreich zumindest zeitweise für das psychische Befinden." Ihre Klage ist zunächst erfolgreich und auch als ihr der Direktor noch am gleichen Tag wieder kündigt, gibt sie nicht auf. Sie will – obwohl wenig Aussicht auf Erfolg besteht – wieder prozessieren, weil man sich „nicht einfach überfahren lassen kann". Im November dann kommt endgültig die Kündigung. Am Ende ihres Tagebuches (nach den Wahlen vom 2. Dezember) notiert sie: „Jetzt ist schon alles egal und man kann fast sagen, mag es gehen wie es will ... Gegenwart und Zukunft sind eine ungeheure, nicht übersehbare, nicht greifbare Masse. Man wird mitgezogen oder -geschoben. Außer daß man weiß – es kann nicht gut sein, ist nichts erkennbar".

Alle drei Frauen setzen in den Herbstmonaten ihre Fähigkeiten und ihre hohe berufliche

Motivation ein, um sich auf die neuen Bedingungen einzustellen. Frau H. entwickelt eine rege Bewerbungstätigkeit bei den verschiedensten Firmen, als Interviewerin und sogar für ein Umweltamt bei den Grünen in Nordrhein-Westfalen. Sie fährt mit Katalogen über Land und versucht, als Versicherungsvertreterin ins Geschäft zu kommen. Erfolg hat sie wenig damit, mehr als ein hart erarbeitetes Taschengeld kommt dabei nicht heraus. Aber untätig wartet sie nicht auf irgendetwas, sie ist offen für die verschiedensten Angebote und hat Vertrauen zu sich selbst – auch wenn sie die Erfahrung machen muß, daß die westlichen Pflanzenschutzmittelfirmen sich „hiesige Leute" holen – zu den hiesigen niedrigen Löhnen und „auch nur junge Leute bis maximal 40 und vorrangig männliche". Frau K. und Frau L., die beiden Lehrerinnen, besuchen in der Zeit des Tagebuchschreibens mehrere Lehrgänge, Wochenendseminare u. ä. Sie machen sich von sich aus sachkundig über neue Lehrbücher und Unterrichtsmethoden und sind bereit, sich mit neuen Aufgabengebieten vertraut zu machen. Frau K. z. B. übernimmt im Schulamt die Einrichtung von Schulen für geistig Behinderte/praktisch Bildbare, sie macht sehr viel operative Arbeit, oft 10 und mehr Stunden am Tag, und sie übernimmt zusätzlich noch Unterricht an einer Schule, nachdem ihr angekündigt worden ist, daß sie „aus dem Amt verschwinden soll".

Für alle fünf Frauen hat Berufsarbeit ganz offensichtlich einen hohen Stellenwert in ihrem Leben; keine entwickelt in ihren Tagebuchnotizen irgendwelche Pläne oder Vorstellungen im Falle der Arbeitslosigkeit.

Zu 3)

Intensive, gut funktionierende Familienbeziehungen sind für die Frauen offensichtlich eine stabile Seite in ihrem Alltag. Die Tagebücher enthalten eine Fülle von Beschreibungen des Familienlebens, von Kaffee- und Teerunden oder Mahlzeiten und Geburtstagsfeiern, die als Gegenpol, als Ausgleich zu den hektischen Zeitläufen und den Verunsicherungen in anderen Lebensbereichen empfunden und gelebt werden. Die Arbeiten in Haus und Garten (über den bis auf Frau A. alle verfügen) werden von den Frauen häufig erwähnt, aber nicht als belastend bewertet. Es gibt offenbar eine gut funktionierende Arbeitsteilung, so daß der häusliche Alltag durch die gestiegenen beruflichen Belastungen, z. B. bei den drei höherqualifizierten Frauen, offenbar nicht aus dem Geleis gerät. Auffällig ist die starke Bindung der Frauen an ihre Mütter bzw. Schwiegermütter, um die sie sich regelmäßig kümmern. Mit Ausnahme von Frau A., die seit vielen Jahren geschieden ist, leben alle Frauen schon sehr lange mit ihren Männern zusammen. Bedrohungen von außen (Verlust der Arbeit bzw. der bisherigen Arbeit, politische Ausgrenzung usw.) haben keine Krisen in ihren Ehebeziehungen hervorgerufen. Eher scheinen diese in ihrer Stabilität der sichere Punkt zu sein, von wo aus die Frauen ihre z. T. erstaunlich umfangreichen Aktivitäten in ihrem beruflichen bzw. politischen Feldern immer wieder in Angriff nehmen. Lediglich Frau L. deutet einige Male in ihren Aufzeichnungen Spannungen in ihrer Ehe an. Sie resultieren unter anderem daraus, daß ihr Mann ihre Grübeleien über die Vergangenheit und die Frage einer individuellen Schuld nicht unbedingt teilt bzw. als Gesprächspartner unterstützt. „Am Abend gab es einen Streit zwischen mir und D. Grund: Ich belästige ihn mit meinen Ängsten, mit meinen, besser seinen Skrupeln, mit meinen Zweifeln". Frau L. überlegt, ob sie auf eine Annonce antworten soll, die einen Nebenverdienst für LehrerInnen durch Vorlesen aus neuen Büchern anbietet und notiert: „Mein Ehegesponst hat mir dazu geraten, denn ob wir unsere Arbeit behalten? Sein Buschfunk signalisiert: Ende dieses Jahres wird eine Brikettbude zugemacht. Und da er wieder mal ‚am Ende ist', soll ich die gekaufte Tischtennisplatte verkaufen und die Schreiberei an diesem Tagebuch einstellen, um in dieser Zeit Nützlicheres zu leisten". Tatsächlich leistet Frau L. neben ihrer Berufsarbeit als Lehrerin und als Gemeindevertreterin fortlaufend sehr viel Nützliches in ihrem Haus, in dem drei Generationen zusammenwohnen und „jedes Wochenende acht Esser am Tisch sitzen", in ihrem Garten und für den Zusammenhalt der „Großfamilie". „Der von der Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth erlassene Appell, den 21. Oktober als Familientag zu begehen, ist in unserer Familie auf fruchtbaren Boden gefallen. Vier Generationen haben familiäre Beziehungen gepflegt im Gespräch, im Feiern, im Aufräumen, im Herumalbern. Nach einer kurzen Nacht haben

wir uns alle noch einmal am Frühstückstisch versammelt..."

Das Ausprobieren neuer Produkte, Preisvergleiche, Bestellen nach Katalogen gehören für die Frauen zu den neuen Erfahrungen nach der Währungsunion. Einerseits freuen sie sich über das breite Angebot, andererseits fühlen sie sich überfordert und oftmals auch übervorteilt, wenn sie feststellen, daß sie zu teuer gekauft haben. „Sekt ist jetzt ein billiger Spaß" freut sich Frau P. und Frau A., die „auch früher nicht im Delikatladen" hat einkaufen können und jetzt auch nicht mehr Geld ausgibt und „ganz normal" weiterlebt „ohne Langneseeis, Nutella, Merci, Weißer Riese, die verschiedenen Joghurts usw." stellt mit Befriedigung fest: „Sekt ist jetzt billiger geworden, wenn ich mal Besuch bekomme, kann ich ihn mir jetzt auch leisten. Und Kaffee sowieso, da spare ich jetzt monatlich 60,– bis 70,– Mark, den trinke ich nämlich sehr gern". Da ihr Fernseher kaputtgeht, kauft sie sich den lange ersehnten, vor der Währungsunion unerschwinglichen Farbfernseher („das ist das einzig Schöne an der Währungsunion") und genießt auch die Tonqualität des CD-Players, den ihr Sohn gekauft hat und den sie zunächst als überflüssig angesehen hat. Als Alleinstehende mit einem relativ geringen Gehalt reduziert sie ihre Ausgaben und Ansprüche nach dem Muster, das ihr auch vor der Wende für das Akzeptieren ihres Lebensstandards zur Verfügung stand: eigene Bescheidenheit („ich habe mir noch nie Geld geborgt") stellt sie gegen den „Konsum-Rausch bei den Leuten", die jetzt „alle" über ihre Verhältnisse leben. Auch die anderen Frauen reagieren auf die neuen Möglichkeiten vom Niveau ihres bisherigen Lebensstandards aus. Auch wenn Frau P. schon auf Kurzarbeit gesetzt ist, realisiert sie mit ihrem Mann bestimmte Pläne: Farbfernseher und Video werden gekauft, Möbel bestellt (die „auf sich warten lassen"), Automärkte inspiziert, weil „nur ein Neuwagen" in Frage kommt. Der Kauf bzw. Besitz eines „Westautos" ist auch für die drei Frauen mit Hochschulabschluß und ihre Familien ein wichtiges Prestige- und Distinktionsmittel. Für Frau K., die promovierte Lehrerin und ihren bisher an einer Hochschule beschäftigten Mann steht nach dem Urlaub in Tirol der Kauf eines Opel auf dem Programm (ein BMW wäre schöner, ist aber zu teuer). Es wird genau registriert, welche Automarke Bekannte und Verwandte fahren bzw. bestellen, wer sich was leistet Aber auch Einschränkungen und ein „strenges Sparregime" werden schon antizipiert. Frau H., bislang in der Pflanzenschutzforschung tätig und ab Beginn des Jahres 1991 arbeitslos, rechnet bereits durch, ob sie in der Familie ihren bisherigen Lebensstandard halten können und für Frau L., die den Sommerurlaub 1990 mit Mann und Verwandten teilweise in Schweden verbrachte, ist schon klar, daß die ursprünglich geplante Wiederholung dieser Reise nicht stattfinden wird, weil die Finanzen es nicht erlauben. Nachdem sie im Mai 1990 noch billig den Boden kaufen konnte, auf dem ihr Haus steht, kam kurz nach der Währungsunion ihr Mann „voller Zorn im Bauch von der Bank": statt bisher 1 % monatlicher Tilgungsrate des Hausbaukredits sind jetzt 9 % zu zahlen.

Nachdem nach der Einführung der DM zunächst noch Gewißheiten und daran geknüpfte Standards der Lebensführung aus der DDR-Zeit weiterwirkten, beginnen sie schon im Herbst brüchig zu werden, zu einer Zeit also, wo z. B. Arbeitslosigkeit für die Frauen und ihre Familien noch kaum eine reale Erfahrung ist und auch die Preiserhöhungen für Mieten, Gas, Elektrizität, Wasser, Verkehrsmittel usw. noch nicht stattgefunden haben.

Soweit in aller Kürze einige Auszüge aus den Tagebüchern der Frauen. Es sind keine spektakulären Berichte; eher sind diese – gemessen an Diskriminierungen, die Frauen massenhaft z. B. beim Kampf um die Arbeitsplätze erfahren – noch gemäßigt. Dennoch verweisen sie auf Lebensbedingungen, Sinngebungen und Verhaltensmuster, die – über den individuellen Fall hinaus – auf eine generationenspezifische Verquickung von individueller Biografie und DDR-Geschichte verweisen, aus der für diese Altersgruppe von Frauen besondere Konfliktlagen, Um- und Entwertungen des bisher fraglos Gegebenen resultieren (können), durch die biografische Brüche zu Lebensrissen werden können. Auf einige dieser für Frauen dieser Generation spezifischen Konfliktlagen möchte ich abschließend eingehen.

1. Diese Frauen haben den 2. Weltkrieg und die unmittelbaren Nachkriegsjahre als Kinder erlebt. Sie haben Situationen der Not, des

Mangels in ihrer Erinnerung und auch, wie schwierig es für die Erwachsenen war, das tägliche Leben zu sichern. Insbesondere die Findigkeit und Energie ihrer Mütter bei der Beschaffung des Lebensnotwendigen und der Sicherung einer halbwegs „normalen" häuslichen Atmosphäre hat eine Spur in ihrem Gedächtnis hinterlassen. Als Heranwachsende haben sie die schrittweisen Verbesserungen in der Versorgung mit Lebensmitteln, im Angebot von Konsumgütern, der Wohnsituation erlebt. Sie waren noch nicht 20 Jahre alt, als 1958 die Lebensmittelkarten endgültig abgeschafft wurden.

Gesellschaftlicher Zusammenbruch und Neubeginn, insbesondere aber das Fertigwerden mit Mangel und mit veränderten Situationen gehören zu den Erfahrungen von Frauen dieser Altersgruppe. Das gibt ihnen einerseits Selbstvertrauen in die eigenen Kräfte und Vermögen (keine unserer Schreiberinnen z. B. entwickelt Pläne oder Strategien im Falle von Arbeitslosigkeit). Andererseits wird mit den nun herrschenden „westlichen Standards" vieles von dem, was sie für sich und ihre Familien geschaffen haben, entwertet: Mit dem Ende der DDR stehen plötzlich auch die bescheidenen Früchte ihres lebenslangen Arbeitens und ihre Lebensorientierungen auf dem Prüfstand.

2. Die Frauen dieser Altergsgruppe haben in ihrer eigenen Familie bzw. in ihrer unmittelbaren Umgebung in den letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren das Fehlen der Männer erlebt. Eine Stärkung verwandtschaftlicher Beziehungen und Solidargemeinschaften von Frauen haben in dieser Zeit vielfach die Abwesenheit der (jüngeren) Männer kompensiert. Das hat vielen spezifische Erfahrungen von der Selbständigkeit von Frauen vermittelt. Zugleich wissen wir aber aus den Forschungen von HistorikerInnen, daß diese Selbständigkeit einer Zwangs- und Notsituation geschuldet war. Die physische Abwesenheit der Ehemänner und Väter wurde ersetzt durch ihr fortwährendes „Herbeireden" als Garanten eines leichteren, schöneren Lebens, einer „richtigen" Familienatmosphäre oder auch als moralische, strafende Instanz. Die fünfziger Jahre, also die Zeit des Schulbesuches und der ersten Lebensorientierung der Frauen, war dann auch – als Reaktion auf die Entbehrungen der Kriegs- und Nachkriegsjahre – durch eine starke Orientierung auf die Familie, durch die hohe Wertschätzung der Familie und dementsprechend von traditionalen Frauen- und Männerrollen geprägt. Real waren es aber nicht wenige Frauen, die ihre Berufsarbeit nicht aufgeben konnten, weil ihre Männer nicht zurückkehrten oder sie wegen des Männermangels nicht heiraten konnten. Das dürfte die Attraktivität des dominierenden Familienideals auch bei diesen Frauen durchaus verstärkt haben. Ihre eigene ambivalente Haltung zu Berufsarbeit, selbständiger Existenz und traditionaler Frauenrolle in der Familie dürften sie auch an ihre heranwachsenden Töchter vermittelt haben. Zum Beispiel in der Weise, daß beides – Beruf und Familie – gelebt, vereinbart werden muß. Die Mehrzahl der heute um die 50 Jahre alten Frauen hat diese Orientierung tief verinnerlicht. Auch für unsere Tagebuchschreiberinnen ist Berufsarbeit ein fragloser Wert, der zentrale Bedeutung für die gesamte persönliche und familiäre Organisation des Lebens hat. Die Erfahrung, die viele Frauen aller Altersgruppen nun machen: daß ihre Arbeitskraft, ihre erworbenen Qualifikationen und ihr berufliches Können nicht gebraucht werden bzw. nicht so viel wert sind wie die Leistungen und Abschlüsse der Männer, trifft deshalb die Frauen dieser Generation besonders hart. Über die Bedrohung des Arbeitsplatzes bzw. seinen Verlust hinaus wird hier ein Selbstverständnis in Frage gestellt.

3. Die Aufbaujahre nach dem Krieg, vor allem aber die Gründung der DDR 1949 und die in den folgenden Jahren stattfindenden ökonomischen, politischen und ideologischen Umwälzungen hatten eine hohe sozialstrukturelle Mobilität, die Eröffnung neuer Möglichkeiten für Bildung und Aufstieg zur Folge. Die Schaffung eines einheitlichen Bildungssystems, die politische Zielstellung der Heranbildung einer neuen Intelligenz und der außerordentlich hohe Bedarf an (neuen) Leitungs- und Führungskräften in Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und Kultur äußerte sich unter anderem in einer Förderung von Arbeiter- und Bauernkindern. Der Ausschluß „bürgerlicher" Kader (die dann auch massenhaft in die Bundesrepublik abwanderten) und ihrer Kinder von Bildungswegen und beruflichen Positionen brachte anderen sozialen Gruppen und Schichten die Möglichkeit zum Aufstieg. Generell ist – mit

Bourdieu zu sprechen – eine Umschichtung, Umwertung und Umverteilung der „Kapitalsorten" zu verzeichnen: ökonomisches Kapital und bisheriges kulturelles Kapital wurden entwertet, das kulturelle Kapital der Aufsteiger aus der Klasse der Arbeiter, Bauern und unteren Mittelschichten hoch bewertet. Dieses neue kulturelle Kapital stellte quasi die intellektuelle Grundlage für die Herausbildung der neuen Machteliten des Staates dar. Die Inhaber dieses Kapitals – zumal als Aufsteiger der ersten Generation – haben sich, auch wenn sie keine hohen politischen Funktionen hatten, stärker als andere (die in ihrer sozialen Schicht verblieben oder aus politischen Gründen von bestimmten Laufbahnen ausgeschlossen wurden) mit dem Staat DDR, seinen politischen und ideologischen Zielen identifiziert[6]. Das Ende der DDR wird – wie auch die Aufzeichnungen einiger unserer Schreiberinnen zeigen – individuell als Verlust von Positionen und Prestige und damit auch als – nachträgliche – Warnung vor dem Überschreiten von Grenzen, die Frauen traditionell gezogen sind, erfahren.

4. Die hohe Mobilität in den 50er Jahren (die bis in die 60er Jahre anhielt) ermöglichte auch Frauen den Zugang zu höherer Bildung und zu beruflichen Laufbahnen. Der große Bedarf an qualifizierten Kräften minimierte die Konkurrenz zwischen Frauen und Männern und schwächte dementsprechend auch traditionelle kulturelle Stereotype der Männer- und Frauenrolle ab. Neben einem hohen Anteil von Arbeiterkindern an den Studierenden ist eine kontinuierliche Zunahme von Studentinnen festzustellen, wobei insbesondere in den pädagogischen Studienrichtungen der Anteil von Frauen sehr hoch war[7]. Frauen – wie ein Teil unserer Tagebuchschreiberinnen, an die sich die Fördermaßnahmen der siebziger Jahre richteten und die mit Erfolg an diesen Fördermaßnahmen partizipierten – konnten sich, auch wenn sie sich nicht politisch engagierten, als gleichberechtigt fühlen und in diesem Sinne mit dem Staat identifizieren. Nun werden die Mühen, die sie auf sich genommen haben, um im Beruf so gut zu sein „wie die Männer" und zugleich ihre Pflichten im Haushalt und gegenüber den Kindern zu erfüllen, die Anstrengungen, die berufliche Weiterbildung oder die Übernahme einer leitenden Tätigkeit gekostet haben, zusätzlich als Grenzverletzung, als Anmaßung „männlicher" Ansprüche und Aufgaben entwertet[8]. Es ist daher nicht verwunderlich, daß gerade Frauen dieser Generation in ihren Tagebüchern immer wieder das Ende der DDR mit Verlust von Heimat gleichsetzen, daß sie – im Vergleich zu Frauen anderer Altersgruppen – auffallend über Depressionen, psycho-somatische Beschwerden, über Identitätsverlust berichten.

5. Als die Mauer gebaut wurde, waren die Frauen der „Kriegskindergeneration" gerade erwachsen geworden, sie befanden sich in der Berufsausbildung, studierten oder arbeiteten seit kurzem. Das heißt, sie gehören der Generation an, die sich in den Grenzen der DDR einrichtete, ihre Lebensorientierung an den gegebenen Möglichkeiten ausrichtete, die „hierblieb". Nun, nach dem Verschwinden innerdeutscher Grenzen, wird dieses Sich-Einrichten doppelt fragwürdig und brüchig: zum einen hat dieses Sich-Begrenzen dieser Generation systemerhaltend gewirkt und zum anderen werden die Frauen in einem Alter mit einschneidenden und verunsichernden Veränderungen ihres Alltags konfrontiert, in dem „normalerweise" aus einer gefestigten sozialen und beruflichen Position heraus die Umorientierung auf die ältere Lebensphase stattfindet und das Erworbene und Geschaffene genossen werden will.

Zum Schluß möchte ich folgende (vorläufige) These formulieren: Frauen um die Fünfzig gehören heute nicht nur zu denjenigen, die am stärksten von Arbeitslosigkeit und einer Unsicherheit von Lebensbedingungen und -orientierungen bedroht sind. Sie sind in den aktuellen Kämpfen um die Neuordnung von Machtverhältnissen auch die Gruppe, die besondere Ab- und Entwertung erfährt, weil sie in zweifacher Weise für DDR und ihre Geschichte steht, von der so wenig wie möglich im Gedächtnis bleiben soll: zum einen, weil sie zu der Generation gehören, die für den Aufbau der DDR und des „realen Sozialismus" steht und zum anderen, weil sie *als Frauen* dieser Generation und verwoben in die politische Geschichte des Staates DDR Grenzüberschreitungen, gelebte Ansprüche verkörpern, die – in aller Regel unbewußt und durchaus antifeministisch – eine patriarchale Ordnung in Frage

stellen, die ein wesentliches symbolisches Signum der neuen Verhältnisse ist. Letzteres trifft durchaus zusammen mit lange zurückgehaltenen Bedürfnissen von DDR-Männern, endlich mit dem Gerede von der Gleichberechtigung aufzuhören und wieder zu „normalen" Verhältnissen zurückzukehren. Daß dies im „postindustriellen Zeitalter" nicht generell möglich ist, dürfte auf der Hand liegen. Welche biografischen Brüche oder Risse sich aus den gegenwärtigen Transformationsprozessen für die Frauen der „Kriegskindergeneration" in der ehemaligen DDR ergeben, welche Chancen und welche Grenzen in den von ihnen ausgebildeten Verhaltensmustern für das Bewältigen dieser gesellschaftlichen Umbrüche liegen, läßt sich heute über grobe Vermutungen hinaus kaum sagen und bedarf auf jeden Fall weiterer sorgfältiger Analyse.

Anmerkungen

1 Alfred Schütz, Thomas Luckmann, Strukturen der Lebenswelt. Bd 1. Frankfurt/Main: Suhrkamp 1979, S. 30.

2 Ebenda, S. 29.

3 Das heißt nicht, daß es nicht Kontinuitäten im Alltag der ehemaligen DDR-BürgerInnen gibt. Gemeint ist, daß in diese Kontinuitäten, Selbstverständlichkeiten ein fremder, verfremdender Aspekt dadurch kommt, daß der sozio-kulturelle Kontext sich im Umbruch befindet.

4 Wir stehen mit der Auswertung der Tagebücher noch am Anfang. Deshalb haben alle von mir getroffenen Wertungen der aufgefundenen Verhaltensmuster und ihrer Zusammenhänge zur DDR-Geschichte vorläufigen und annähernden Charakter.

5 „Nein, ich bin froh, daß ich nicht noch 20 Arbeitsjahre vor mir habe. Ich denke, daß wir Kassiererinnen nicht mehr abgebaut werden, im ‚O.' suchen sie sogar noch eine. Als ich aus meinem Beruf raus bin, hatte ich vor, als Verkäuferin in der Kinderabteilung zu arbeiten. Ich wollte mir im Kino nur das Gefühl fürs Geld erarbeiten. aber ich habe keine Lust mehr. Es wird ja alles privat. Im ‚P.' sind wir so etwas wie eine kleine Brigade, noch, mal sehen, wie lange wir uns so halten können. Ich denke jedenfalls, das wird meine letzte Arbeit sein".

6 Pierre Bourdieu nimmt für staatssozialistische Gesellschaften die Existenz eines politischen Kapitals als Unterart des sozialen Kapitals an. Er versteht darunter eine Art Kapital, das seinen „Besitzern eine Form privater Aneignung öffentlicher Güter und Dienstleistungen (Wohnungen, Wagen, Krankenhäuser etc.) sichert" und das – an die Kinder „vererbt" – „zur Entstehung regelrechter politischer Dynastien führt, die große Mengen politischen, schulischen und selbst ökonomischen Kapitals akkumulieren". Er sieht in den Besitzern schulischen (kulturellen) Kapitals, die nicht zur politischen Nomenklatura gehören diejenigen, „die am stärksten zur Ungeduld und zur Revolte gegen die Besitzer politischen Kapitals neigen" und am ehestens in der Lage sind, „die egalitären und meritokratischen Bekenntnisse der Nomenklatura... gegen sie selber zu wenden". (Pierre Bourdieu, Politisches Kapital als Differenzierungsprinzip im Staatssozialismus. in: Ders., Die Intellektuellen und die Macht. Aufsätze und Interviews. Hrsg. von Irene Dölling. Hamburg: VSA Verlag 1991).
Die Ereignisse in den Ländern des ehemaligen sozialistischen Lagers zeigen, daß diese Einschätzung Bourdieus stimmt. Für die frühere DDR wäre es notwendig, das feine System von Bevorteilungen und Privilegien aufzuzeigen, daß die Inhaber politischen, aber auch allgemeiner kulturellen Kapitals zu mehr oder weniger Loyalität gegenüber dem gesellschaftlichen System verpflichtete und auch die Formen der Opposition differenziert und beeinflußt hat.

7 Er betrug 1955 bereits 62,2 % (1953: 34 %) bei einem Gesamtanteil von weiblichen Studierenden an Universitäten von 35 %. (Angaben aus: Statistisches Jahrbuch der DDR. 1955)

8 In einigen Berufen, die fast ausschließlich von Frauen ausgeübt wurden (z. B. Unterstufenlehrerin, Horterzieherin, Sozialfürsorgerin u. a.) werden die erworbenen Qualifikationen nicht ohne weiteres anerkannt. Die Frauen müssen, wenn sie im Beruf bleiben wollen, entweder noch einmal zusätzliche Qualifikationen erwerben bzw. werden als Hilfskräfte mit entsprechender Bezahlung eingestuft.